

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 57 (1982)

Artikel: Das Stammbuch von Johann Melchior Mörikofer
Autor: Früh, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

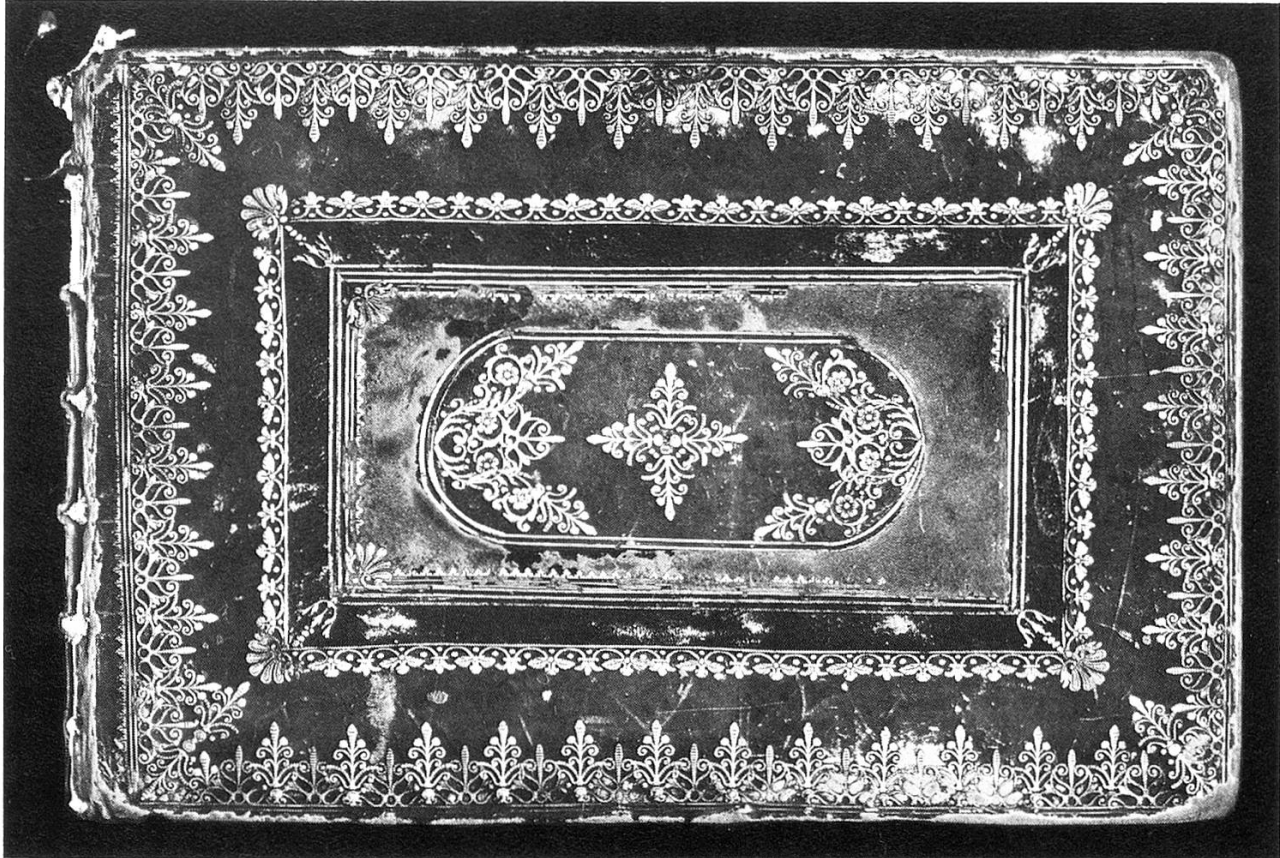
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Stammbuch von Johann Melchior Mörikofer



Vor einiger Zeit konnte das Thurgauische Museum das Stammbuch des aus Frauenfeld gebürtigen Medailleurs Johann Melchior Mörikofer erwerben. Es handelt sich um ein Album, in das sich seine Freunde und Bekannten eintrugen, mit selbst gedichteten oder abgeschriebenen Versen, oft mit einem sorgfältig gemalten Bild.

Stammbücher zu führen war ein lange Zeit gern geübter Brauch, letzte Ausläufer davon sind heute noch die Alben, in die sich Schulumädchen gegenseitig zeichnen, Bildchen kleben und immer wieder die gleichen Sprüche schreiben. Früher waren es erwachsene, meist junge Leute, die ihre Freunde um Eintragungen baten, um damit eine liebe Erinnerung zu bewahren. Häufig waren es Studenten und bisweilen Künstler, die ein Stammbuch

besaßen. Nur wenige Künstlerstammbücher schweizerischer Herkunft sind bekannt. Um ein solches handelt es sich beim vorliegenden, dessen Besitzer selbst ein Kunsthandwerker war und in dem man auch Einträge verschiedener weiterer Künstler findet.

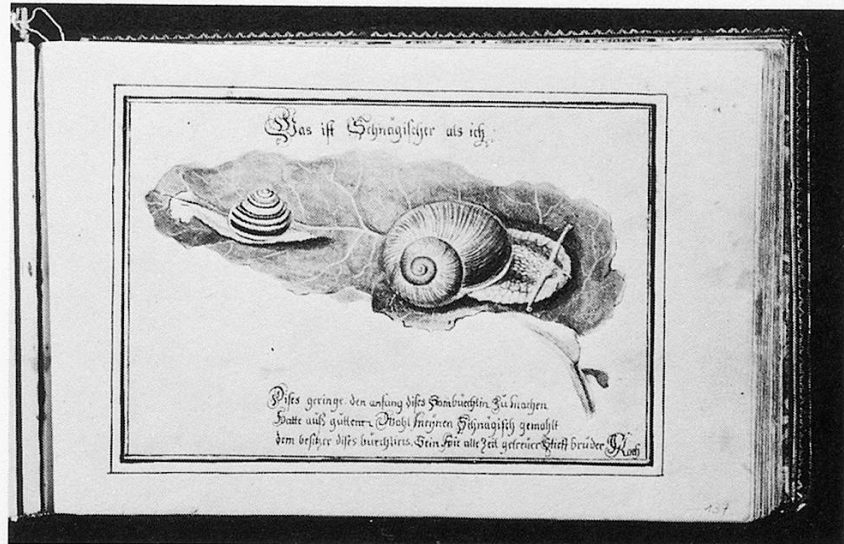
Johann Melchior Mörikofer wurde 1706 in Frauenfeld als Sohn des Wundarztes Hans Heinrich Mörikofer geboren. Er machte eine Lehre als Gürtler, bildete sich aber nachher autodidaktisch zu einem Stempelschneider oder Petschierstecher aus. Im Thurgau mangelte es jedoch an Auftraggebern für Medaillen und Siegelstempel, deren Negativformen er herstellte; so fand er sein Auskommen in Bern. Dort starb er 1761. Seit 1755 war er städtischer Münzstecher, doch hielt er sich bereits viele Jahre früher in Bern auf, wie sich aus seinem Stammbuch schließen läßt, das viele Ortshinweise aus dieser Stadt enthält. Die Daten der 36 Eintragungen reichen von 1735 bis 1746. Mörikofer ließ sein 97 Blätter enthaltendes Büchlein durch Buchbinder Eggli mit Goldschnitt und einem schönen Ledereinband mit reicher Goldpressung fassen.

Die meisten Einträge sind auf zwei gegenüberliegenden Seiten verteilt, manche Blätter wurden leer gelassen, da die verwendete Tinte oft durch mehrere Seiten durchschlug. Den Beginn machen zwei von Mörikofer selbst gestaltete Seiten. Auf die fünfte Seite malte er eine reiche Kartusche, in die er ein zwölfzeiliges Gedicht schrieb (Bild 1). Es faßt den Sinn dieses Buches zusammen, indem es die Freunde bittet, sich mit Namen, Sprüchen und Bildern einzutragen, um treue Freundschaft zu bewahren, die nur der Tod, nicht aber weite Entfernung lösen könne. Auf das folgende Blatt malte er – wiederum in reicher Kartusche – sein Wappen, das in Anlehnung an den Namen einen Mohrenkopf zeigt, und schrieb dazu: «Süßes angedenken werther Gönneren und Freunden. Joh. Melch. Mörikoffer Graveur von Frauenfeld».

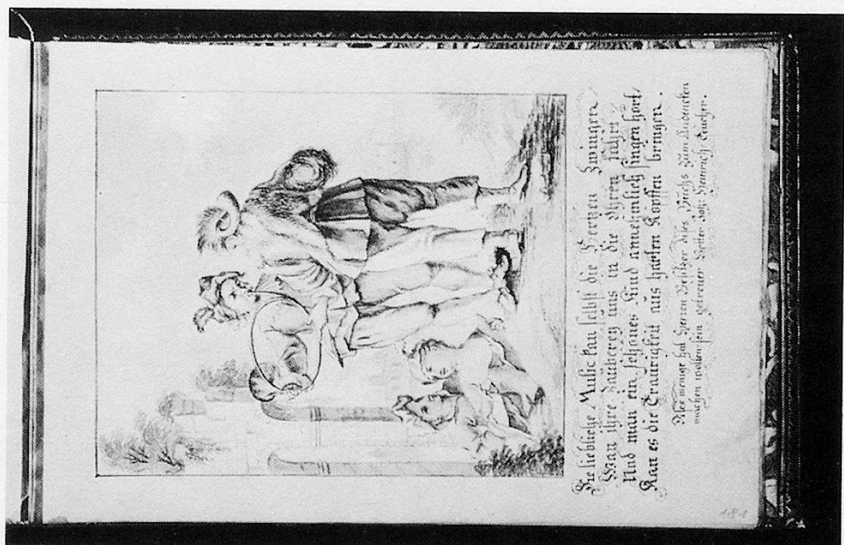
nimmt, hat er nicht selbst gedichtet, er findet sich ähnlich zum Beispiel auf einem viel älteren Glasgemälde in Museumsbesitz. Er lautet: «Wir Engel verwundren uns zugleich, daß die Menschen auf Erden reich bauwen Schlösser, Stätt und Vest, und sind doch hier nur Elende Gäst. Und da sie ewig sollen sin, bauwen sie gar wenig hin.» Der Eintrag ist undatiert, ebenso jener des Stiefbruders J. Koch, bei dem Johann Melchior Mörikofer seine Kenntnisse im Stempelschneiden geholt haben soll («Schweizerisches Künstlerlexikon», Supplementband). Er war ein Sohn aus der ersten Ehe von Mörikofers Stiefmutter, sein Vater war Materialist (Händler, Drogist) in Thun gewesen. Der Stiefbruder trug offenbar den Übernamen Schnegg, er malte ein wunderschönes Pflanzenblatt, das von zwei Schnecken angeknabbert wird, und schrieb darüber: «Was ist Schnägischer als ich» (Bild 3). Das «aus gutem Wohlmeynen schnägisch gemahlte» Bildchen war der «Anfang dises Stambüechlin», auch wenn es nicht an vorderster Stelle steht.

Aus der Verwandtschaft trug sich ferner «sein getreüer Vetter Joh. Heinrich Teücher» ein, der unter einer Zeichnung zweier Musikanten und eines Liebespaars in einem kurzen Vers die Wirkung der Musik preist, die «Traurigkeit aus harten Köpfen bringen» kann (Bild 4). Dieser Hans Heinrich Teucher könnte der 1719 getaufte sein, der Graveur wurde und ab 1769 in Bern arbeitete.

Eines der schönsten Bilder stammt von Johann Ulrich Sulzberger, «Ephippiarius Gynopedianus», was nichts anderes heißt als Sattler von Frauenfeld. Er war im Großen und im Kleinen Rat und übte weitere Stadtämter aus: Fondspfleger, Kellerherr, Bauherr. Er hatte wahrscheinlich beruflich mit Mörikofer zu tun, denn dieser sollte ja, wie erwähnt, Gürtler oder Sattler werden. Sulzberger schrieb in lateinischer Sprache die Widmung, einen Spruch über die Freundschaft und einen zweiten



3



4

über hoffnungsvolles Gottvertrauen. Das bunte, überaus sorgfältig gemalte Bild (Bild 5) zeigt vor einer weiten Seenlandschaft den antiken Helden Herkules, der sich am Scheideweg für die Tugend entscheidet. Diese ist als Frau in wallendem Kleid verkörpert, die Bibel auf den Knien haltend, neben sich Werkzeuge und wissenschaftliche Instrumente. Über der linken oberen Ecke liegt, täuschend echt gemalt, eine aus dem Kalender gerissene Ecke, auf der die ersten Tage des Januar zu sehen sind;

der Tag der Heiligen Drei Könige, Melchior Mörikofers Namenstag, ist mit roter Schrift hervorgehoben. Auf solche Weise wurden die Einträge wirklich zu persönlichen Geschenken an den «besten Freund», wie es öfters heißt.

Recht merkwürdig nimmt sich der Spruch seines «geringen 13jährigen Landsmanns» Johann Melchior Müller aus der Feder eines so jungen Burschen aus: «Oft ist das wilde Jugendfeuer und die verderblich böse Lust In einer dennoch zarten Brust Gleich einem grimmen Ungeheuer. Doch: wen nur edle Glut entflammt, dem dient gewißlich dieses Brunst Zum größten Meister aller Kunst, Weil sie von höheren Trieben stammet.» Der Schreiber dürfte die Zeilen kaum selbst gedichtet haben. Für sein Bildchen ließ er sich von dem wilden Feuer anregen und malte eine Stadt, die hinter der Stadtmauer in Flammen steht. Sein Vater war der Maler Hans Jacob Müller in Frauenfeld. 1760 lebte Melchior Müller aus Frauenfeld als Maler und Emailleur zusammen mit seiner Frau im Schneiderviertel in Bern.

Kurz und bündig schrieb sich Daniel Düringer, der bekannte Maler und Ofenmaler aus Steckborn, ein: «Alles hat seine Zeit.» Dazu zeichnete er ein «Memento mori» (Bild 6), eine Mahnung an den Tod. Auf einem Buch liegt ein Totenkopf, darüber schwebt auf einer Wolke eine nackte Männergestalt, mit Flügeln und Sanduhr an den raschen Ablauf der Zeit, mit der Sense an den unablässig kommenden Tod gemahnend. Das Bildmotiv ist nicht seine eigene Erfindung, es war eine schon lange geläufige Darstellung, die sich schon ein Jahrhundert früher zum Beispiel auf einer Winterthurer Ofenkachel im Museum Lindengut in Winterthur findet. Daniel Düringer hatte seine Heimat früh verlassen, der Eintragung vom 14. Dezember 1746 zufolge befand sich der Sechszwanzigjährige damals in Bern, wo er am 5. Januar



des folgenden Jahres von der Burgerkammer die Erlaubnis zu einem «Stadtsitz als einem Tischgänger» erhielt. Mit einem zweistrophigen Gedicht lobt der weiter nicht bekannte Elias Meyer von Winterthur die Selbstgenügsamkeit. Das bunte Bild zeigt eine sorgfältig gemalte Waldpartie, wo der Genügsame «mit ungestörter Lust im dunklen Schatten grüner Eichen in sich ein wahres Gut erreichen» kann. Auch er hielt sich zur Zeit seiner Widmung, 1743, in Bern auf.

Zu Ansehen und Bekanntheit brachte es Johann Ulrich Schellenberg, ein Maler aus Winterthur, der seine Widmung am 25. Februar 1740 in Basel schrieb: «Dieses hat zu Ehren und jmmervährendem Angedenkhen gepflogener guten Freundschaft dem Gott Kunst und Tugend liebenden Herrn Melchior Mörikoffer, kunstlichen Pitschierstecher hiehar setzen wollen Joh. Ulrich Schellenberg Pict(or) von Winterthur.» Er war 1709 geboren worden und gründete später in Winterthur eine Zeichen- und Malschule; er war beliebt als Landschafts- und Bildnismaler. Im Spruch legt er dar, was ihm als Maler ein besonderes Anliegen sein mußte, daß die Kunst eine Dienerin der Natur sei und der Geist das Werk Gottes, nicht nur der Natur. Seine Bleistiftzeichnung hatte er schon vorher ausgeführt; sie ist allzu knapp beschnitten worden, um ins Büchlein eingepaßt zu werden. Sie zeigt den heiligen Hieronymus vor seiner Felsenhöhle kniend, neben der sich der Blick in ein Flußtal öffnet (Bild 7). Am untern Rand steht: «Mein Hand und Feder ist bereit, zu schreiben von der Ewigkeit. dic:(it) St. Hier.» (sagt der heilige Hieronymus).

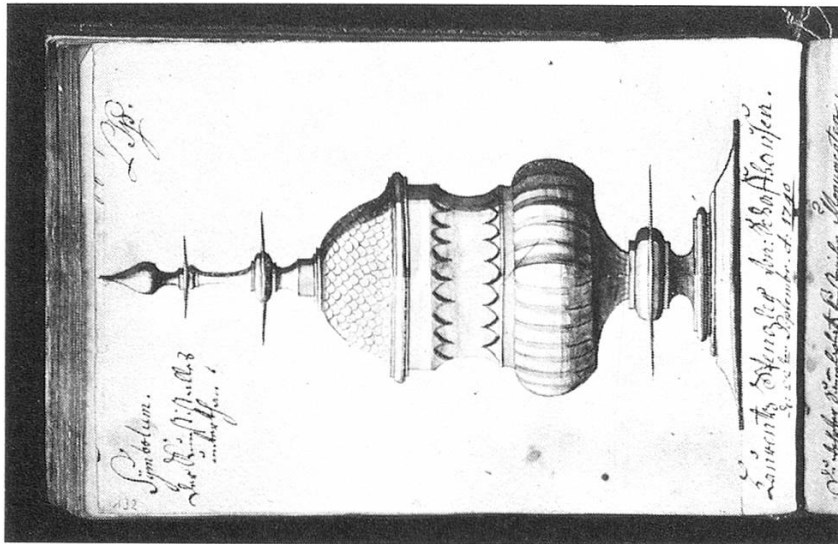
Aus Schaffhausen kam Johann Georg Spengler, ein Bildhauer, der den kurzen Spruch hinsetzte: «wer durst leidet dem kommt alles aur an.» Fast scheint es, ihm sei es auch etwas sauer angekommen, denn die Rocaillenkartusche, die er zeichnete, geriet etwas schief.

«Der Kunst ist alles untertan», schrieb Laurenz Spengler von Schaffhausen am 22. September 1740 und fügte das längste Gedicht des Büchleins bei, das er sicher selbst verfaßt hatte. Er führt darin aus, daß er es kaum wage, sich in das Büchlein einzutragen, wo lauter treue Freunde Mörikofers versammelt seien. Ist es nicht ein freches Beginnen, sich als freche Gans unter Schwäne zu mischen, als Hasel zu teuren Edelfischen, als Flederwisch zu Pinseln? Als er seine Zeichnung in Angriff nehmen wollte,



7

hätte er am liebsten «Buch, Kiel und Farb und Pinsel weggelegt, den Degen angegürt, den Stock zur Hand genommen» und sich bei einem Freund versteckt. Doch schließlich fand er, Herr Mörikofer werde wohl seinen guten Willen annehmen, und so wolle er zeichnen, was er eben könne. «Gedacht und auch gethan: ich nahm darauf behende Buch, Pinsel, Kiel und Farb von neuem zu mir hin, und brachte meinen Riß in kurtzer Frist zum Ende, da ich zu andrer Zeit sonst ziemlich langsam bin.» Mörikofer möge aber bitte diesen Riß (die Zeichnung) nicht mit seinen eigenen vergleichen, «weil ich bestehen wurd wie Butter an der Sonn». Er möge es als Zeichen treuer Freundschaft nehmen, die sich nicht ändere, solange er dreheln werde. Laurenz Spengler war nämlich Drechsler, und die Zeichnung, die er ausführte, zeigt denn auch ein Drechslerzierstück (Bild 8). Spengler war 1720 als Sohn des schaffhausischen Stadtmaurermeisters geboren worden. Mit vierzehn Jahren hatte er eine Lehre bei einem Kunst- und Silberdrechsler in Regensburg angetreten und war danach in viele Länder Europas gereist. Einige Jahre hielt er sich in Bern auf, damals dürfte er zu Mörikofers Freunden gezählt haben. 1743 zog er nach



8

Kopenhagen, wo er bald die Gunst des Königs erlangte und als Hofkunstsdrechsler mit fixem Gehalt angestellt wurde. Den König und die Königin sowie eine ganze Reihe Adliger unterwies er in seiner Kunst, hatte Werkstatt und Wohnung im königlichen Schloß. Er wurde berühmt für seine Pokale und Medaillons, Porträts und Schachfiguren aus Elfenbein, und 1753 schuf er einen großen Kronleuchter aus Bernstein. Er sammelte Naturalien und Kunstgegenstände, und 1771 vertraute ihm der König seine Kunstkammer zur Verwaltung an. Außerdem befaßte er sich mit dem Elektrisieren zur Heilung von kranken Personen und behandelte mit seiner selbst entwickelten Elektrisierbank ab 1754 manchmal täglich sechzig Personen, ohne etwas dafür zu verlangen. Daneben verfaßte er Abhandlungen über Elfenbein und Elfenbeinkunst und naturwissenschaftliche Studien. Hochberühmt starb er 1807, und Mörikofer mag wohl mit Stolz bisweilen Zeichnung und Gedicht des in der Fremde zu Ruhm und Ehre gekommenen Freundes zur Hand genommen haben.

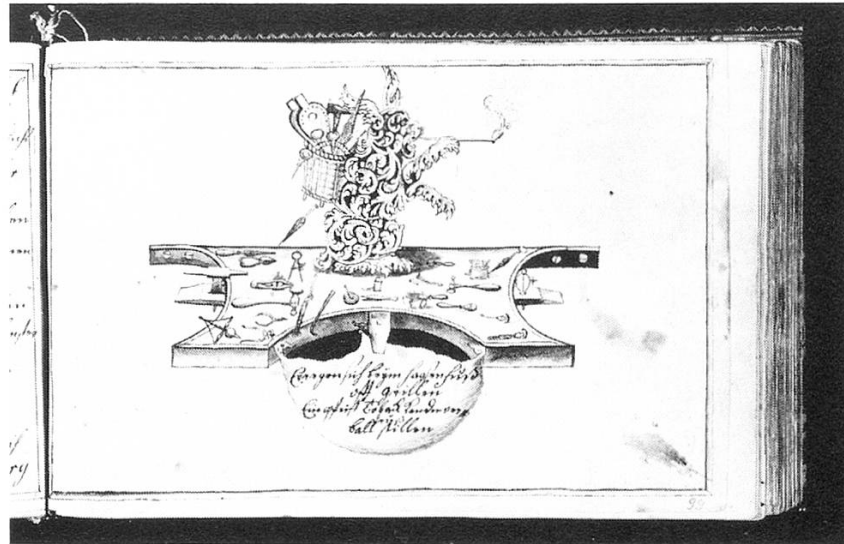
Ebenfalls ins Ausland zog ein anderer Freund, Johann Sebastian Dür, peintre. Er war 1709 in Burgdorf geboren

worden, war Miniatur- und Pastellmaler und starb 1749 im Dienste eines polnischen Fürsten in Warschau an der Schwindsucht. 1735 hatte er in Bern für den berühmten Arzt und Gelehrten Albrecht von Haller neun großformatige Zeichnungen zu dessen Beschreibung des Skeletts einer menschlichen Doppelmißbildung ausgeführt. Hallers Manuskript samt Dürs Zeichnungen werden in der Burgerbibliothek Bern aufbewahrt. Als er 1737 für Mörikofer einen Vers verfaßte und eine schwungvolle Rocaille darüber zeichnete, befand er sich in Besançon auf der Reise von Bern nach Paris, die nötig war, weil er die Kunst noch nicht so «verstund», wie er wollte, so jedenfalls sagt er auf seinem Blatt, das er dem Freund schickte und das Mörikofer dann in sein Büchlein einbinden ließ. Ohne Bild, nur mit einem kaum selbst gedichteten Spruch trug sich Johann R. Studer 1742 ein. Unter dem Titel «Kunst bringt unlust, Fleiß den Preiß» wird einmal mehr die Tugend gepriesen. Wahrscheinlich handelt es sich beim Schreiber um Johann Rudolf Studer, der in Winterthur 1692 oder 1700 geboren wurde, von den Eltern zum Flachmaler bestimmt, sich aus eigener Kraft zum Porträtmaler bildete und seine Kunst in Öl-, Miniatur- und Emailmalerei ausübte. Nach mehreren Jahren in Basel hielt er sich 1740 bis 1750 in Bern auf, darauf reiste auch er in verschiedene europäische Länder. Ein weiterer Porträtmaler war Sigmund Barth aus Bern, der später in Basel lebte und dort 1772 starb. Er zeichnete 1740 für Mörikofer ein köstliches Bildchen, auf dem ein pfiffiger Amor dem lachenden Weidegott Pan eine Panflöte in die Hand drückt. Die Erklärung dazu schrieb er französisch: «Pan instruit par l'amour. Que Pan soit l'inventeur de la Flûte Champêtre, c'est une fable, il eut un Maître.»

Der Steinhauer Joseph Simon Pfaffinger von Wien, den man später in Salzburg trifft, zeichnete kein Bild, be-

gründete das aber in einem selbst verfaßten Gedicht. Er führt aus, seine Hand solle mit der Feder preisen, was er nicht zu zeichnen vermöge. Er verstehe nur das Schnitzwerk und könne auf dem Stein besser reißen als auf dem Papier. Den Beweis sehe man, wenn man nur bis zum Spital gehe, dort möge es Mörikofer anschauen. «Inzwischen lebe wohl und denke unterdessen, daß in abwesenheit nicht deiner werd vergessen. Der Schluß ist nun gemacht, drum sprich ich auch anheunt, Herr Mörikoffer ist und bleibt ein wehrter Freund.»

Mörikofers Beruf des Siegel- und Medaillenstechers war verwandt mit jenem des Goldschmieds, und so findet man denn einige dieses Handwerks unter seinen Freunden. Auch wohnte er 1760 mit seiner Frau im bernischen Schmiedenviertel auf dem Platz in Goldschmied Hugs Haus, wo er seit dreizehn Jahren seine Steuer als Hinterlasse zahlte. Ein kleines Denkmal der Freundschaft schuf ihm der Goldschmied H. Gäschlin, der ihm einen Spruch dichtete und daneben das von drei Männern gehaltene Mörikofer-Wappen zeichnete. Zwei der Schildhalter sind bärtige Krieger, der dritte in Anlehnung an das Wappen ein Mohr. «Soll wahre Treües-Pflicht bey zweyer Freünd sich finden, So muß sein zweifels-ohn Ihr Sinn dahin gericht, mit Lieb sich zu verbinden, Wie ein geflochten Cron. Wie ich mich dißfahls dann schon ein geraume Zeit Von dir zu rühmen hab. Darvon muß Jederman durch die Erfahrenheit ein Zeügnus legen ab. Auß diesem Ursach-Grund ich diß hab beygefügt, daß ferners werd dardurch Bey andern Fründen bund, und jeder nach seim gemüht Einschreib ein denkmahl spruch.» Zur Beherzigung fügte er den kurzen Denkspruch bei: «Gedenk jung an den alten mann, so wird dir kein Zeit lär hingahn.» Die Widmung unter dem Bild schließlich lautet ähnlich wie andere: «Dieses Wenige hat zum Angedenken verharrlicher Freundschaft und



9

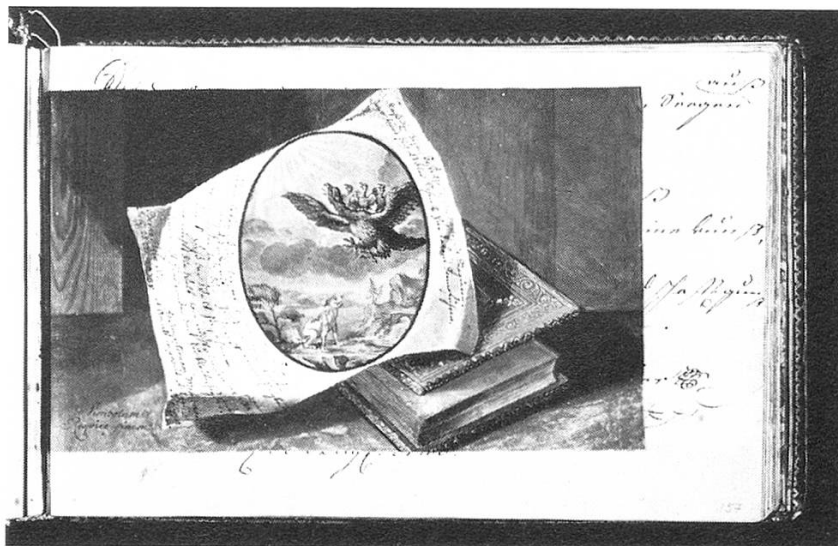
dem Besitzer zum Vortlauf Gottergebenen Wandel hie beyfügen wollen sein aufrichtiger Freund H. Gäschlin, orfévre.» Gäschlin stammte aus Schaffhausen, und 1760 wohnte seine Witwe in Goldschmied Jenners Haus in Bern. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, nahm sie «Tischgänger» auf.

Ein weiterer Goldschmied, Johann Friedrich Enkhusen aus Lüneburg, dichtete ebenfalls selbst: «Mein Herr die süßen Freundschaft Stunden, Erkenntnis edler Wissenschaft, Und daß ich seinen Wandel funden Recht exemplarisch tugendhaft, Es soll diß weder spaht noch frü von mir vergessen werden ni. Ich will ihm des zum Angedencken Sein selbstn mir verehrtes blat Auff seyn begehren wieder schencken, Verhoff mein wunsch werd finden stat, Ihm woll des himmels gnaden Sonn Stets leuchten voller Freüd und Wonn.» Die fein ausgeführte Zeichnung (Bild 9) zeigt den Werkstisch eines Goldschmieds, auf dem viele Arbeitsgeräte liegen. Die lederne Mulde, die in einem halbrunden Ausschnitt des Tisches angebracht ist, um die kostbaren Goldstäubchen aufzufangen, ist zur Anbringung eines kleinen Spruchs ausgenützt: «Erregen sich beym haasenfuß oft grillen, ein

pfeiff Toback kan den verdruß balt stillen.» Das bezieht sich auf den obern Teil der Zeichnung, auf dem sich ein aus Rankenwerk gebildeter Hase erhebt, der ein langrohriges Holländerpfeifchen schmaucht. Die Frage ist, wer diese lustige Zeichnung ausgeführt hat. Enkhusen schreibt im Gedicht, daß er Mörikofer das von ihm selbst verehrte Blatt wieder schenken wolle. Hat er ihm wirklich das von Mörikofer gezeichnete Blatt zurückgegeben, oder meint er damit, daß er ihm ein Gegengeschenk mache? Vielleicht hat er auch das gleiche Motiv wie Mörikofer für ihn gezeichnet. Es ist einem Büchlein von Wolfgang Hieronymus Bäumel entnommen, das um 1700 in Nürnberg erschien. Auf dem Titelblatt mit der Zeichnung des Goldschmiedetisches trägt es den Titel «Neu ersonnene Gold-Schmieds-Grillen». Oben erhebt sich hier statt des rauchenden Hasen ein reicher Blumenstrauß in einer aus Ranken gebildeten Vase. Für eine wirkliche Rückgabe des Blättchens würde sprechen, daß die Zeichnung in anderer Tinte ausgeführt ist als die Verse. Der kurze Spruch vom Hasenfuß freilich stammt eindeutig aus Enkhusens Feder.

Vermutlich war auch Johann Jacob Brunner ein Goldschmied, obwohl er keinen Beruf angibt. Jedenfalls gab es im 18. Jahrhundert zwei Zürcher Goldschmiede dieses Namens. Brunner schrieb sein selbst verfaßtes Gedicht mit prachtvoll kalligraphischer Schrift in eine sorgfältig gemalte Kartusche. Aus dem Vers geht hervor, daß er nur zweimal in Mörikofer's Haus gewelt und ihm dann «gleich was in sein StammBuch geschrieben» habe.

In satten Farben malte der Berner Buchbinder A. Eggli sein Bild (Bild 10). Es zeigt ein ähnlich wie Mörikofer's StammBuch eingebundenes Büchlein, worauf ein Blatt Papier mit umgebogenen Ecken liegt. Auf diesem Papier ist ein rundes Medaillon gemalt, in dem über einer Gebirgslandschaft ein Adler zu sehen ist, der mittelalter-



licher Ansicht gemäß seine Jungen der Sonne entgegen trägt, um zu prüfen, ob sie ihren Anblick ertragen und damit zum Leben tauglich seien. Am oberen Rand des schräg vor dem Betrachter liegenden Papiers steht: «Laß dich von Jesu Geist nur allezeit regieren, der wird dich adlerschnell zur Lebenssonn hinführen.» Den untern Teil des Papiers nimmt ein Spruch ein, der an die Vergänglichkeit erinnert: «Dein Leben ist und bleibet doch ein Reisen, du reisest oder nit, du gehst doch immer fort zur fernen Ewigkeit, Drum gehen wir durch die Welt, umb auß der Welt zu sehn, Wie nichts die Welt, wie nichts wir in derselben sein, und nicht hier, sonder dort zu bleiben sei der Ort.» Auf der untern linken Ecke des Papiers stehen Ort und Datum, der 25. Juli 1738, auf der rechten Ecke die Widmung zu ewigem Andenken und Freundschaft. Auf der grünen Unterlage steht der kurze Wahlspruch «Respice finem», denke ans Ende. Albrecht Eggli war 1713 geboren worden und wurde Buchbinder wie sein Vater. Im März 1735 wurde er in die Zunft «zu Affen» angenommen. In seinem späteren Leben hatte er wenig Glück. 1739 starb seine Frau. 1749 war er an der Henzi-Verschwörung gegen das Regime des Patriziats

beteiligt, wurde aber freigesprochen. 1750 wurde seine zweite Ehe geschieden, und im gleichen Jahr machte er Konkurs, worauf er das bernische Gebiet verlassen mußte und nach Freiburg zog. Dort änderte er die Konfession und starb «als der letzte des Geschlechts». Auf Grund von Bucheinbänden, die er nachweislich ausgeführt hat, kann mit Bestimmtheit festgestellt werden, daß er es war, der Mörkofers Stammbüchlein eingebunden hat.

Nicht nur Künstler und Handwerker sind in Mörkofers Büchlein vertreten. Nicht weniger als vier Chirurgen oder Studenten der Chirurgie haben sich eingetragen: Der Student Haeberling war vielleicht ein Sohn jenes Joachim Lorenz, der von 1718 bis 1739 Operateur am Inselspital war. Er schrieb als Symbol oder Wahrspruch: «mit witz und gelt komt man durch d welt.» Sein Spruch lautet: «Dein Sorg und müh mit freüd vermisch, die dich zur arbeit mache frisch. Unterdessen. Verbleibe allezeit sein diener zwar gering, doch nenne mich ohn scheü getreüer Häberling.» Ähnlich endet auch Johann Ph. Roos sein Gedicht, das die Freundschaft preist: «... wird letztlich nach dem Todt im kühlen Erden Schooß Mich dennoch nennen werd Ihr treuer diener Rooß.» Johann Heinrich Brandau mahnt lateinisch und deutsch, das Wichtigste sei, die Ehre zu bewahren, wenn man sonst alles verliert. Große Mühe gab sich Johann Ludwig Hommel aus Memmingen, der seinen Eintrag in Straßburg 1736 datierte. Er zeichnete ein symbolisches Bild, das er mit Buchstaben versah, die vor den Zeilen des erklärenden Gedichtes wieder vorkommen. Die Mitte nimmt ein mit A bezeichneter Totenschädel ein, der ans Sterben mahnt. Darunter steht als B ein Schild mit einem Herzen, woraus Ähren wachsen. Dies bedeutet, daß der Mensch nach dem Tode ernten wird, was er jetzt sät. Auf dem Schädel steht eine Sanduhr zwischen zwei Flü-

geln C und erinnert, daß das Leben schnell wie ein Vogel dahinfliehet. Ein vom Schädel hangendes Tuch und unten liegende Grabwerkzeuge D mahnen, daß der Mensch nackt in die Welt komme und ebenso wieder hinziehe. Am obern Rand des Bildes strahlt ein helles Licht, von unten dringen Flammen und Rauch empor, das ist, mit dem Buchstaben E erklärt, das Ende der Welt, das wie ein Dieb in der Nacht kommt: «vergehen wird die Welt mit großem Krach und brommen.» Bis dahin aber «werd ich mich ungefärbt dein treuer Freund stets nennen». Mörikofer durfte stolz sein, Hommel seinen Freund zu nennen, war dieser doch ein bedeutender Anatom und Mitarbeiter Albrecht von Hallers. Er lebte 1706 bis 1743 und hielt sich 1732 bis 1736 in Bern auf, wo er 1734 zusammen mit Haller die Erlaubnis erhielt, öffentlich zu sezieren und Anatomie zu dozieren. Er präparierte das bereits erwähnte, von Haller beschriebene Skelett, das der Maler Dür zeichnete. Das Präparat wird im anatomischen Institut der Universität aufbewahrt. 1736 zog er nach Straßburg. Haller äußerte sich lobend über ihn, daß er «zuerst in Bern unter mir zergliederte und als Prosector in Straßburg gestorben ist, ein sauber arbeitender Mann, der viel mehr getan hat, als die Nachwelt erfahren wird».

Ein Theologiestudent namens Wegelin schrieb: «Es kostet Mühe, was schön ist zu erlangen, Doch wer es hat, kan mit demselben prangen.» Da er weder Datum noch Vornamen angibt, ist nicht ganz sicher, ob es sich hier um Georg handelt, der 1736 Priester, 1742 Diakon der französischen Kirche in St. Gallen wurde und 1743 auf der Kanzel starb. Der «dienstgeflissene Johannes Zollicoferus» gibt keinen Beruf an, und so ist auch hier nicht sicher, ob es jener Zollikofer von Altenklingen ist, der 1741 Feldprediger wurde, in französischen und niederländischen Diensten stand und schließlich Pfarrer in De-

venter war. Er führt in lateinischer Sprache aus, daß niemand als Meister vom Himmel fällt und die Erde trotzdem die Kunst ernährt, das Leben kurz, die Kunst aber lang ist.

Ohne Bilder schrieben weitere, nicht eindeutig zu identifizierende Freunde ihre kürzeren oder längeren, meist Tugend und Kunst preisenden Sprüche: Christoph Burckart, Christian Friderich Streng und Samuel Hunziker aus Aarau 1736, Johann Heinrich Wegelin 1744. Gabriel Fueter pries 1740 Kunst und Tugend. Ein Drogist dieses Namens, der 1714 bis 1785 lebte, wurde 1749 wegen Teilnahme an der Henzi-Verschwörung zum Tode verurteilt, konnte aber fliehen. An seiner Stelle «enthaupete» man sein Bild. 1780 wurde er begnadigt. Tobias Laub junior schrieb keinen Spruch, nur eine kurze Widmung und zeichnete dafür in einer ovalen Umrahmung ein Bild, wie Johannes der Täufer einigen Zuhörern predigt. Ist er ein Sohn des in Augsburg tätigen Bildnismalers und Stechers gleichen Namens?

Ein weiterer Freund nennt seinen Namen nicht, sondern zeichnete sein Wappen und seine kunstvoll verschlungenen Initialen, zusammen mit jenen Mörikofers, mit Lorbeer- und Palmzweigen samt einem Schriftband, worauf steht: «UNI D'AMITIE JUSQUES A LA MORT.» Eine reizende Zeichnung mit drei nackten Knäblein, die sich mit Böckligumpen vergnügen, ist ohne jede Bezeichnung. Vielleicht ist sie falsch eingebunden worden und gehört zu einem der Blätter, die nur Schrift zeigen.

Auf ganz persönliche Weise verpflichtet Niklaus Rebmann die Kunst seines Freundes und seinen eigenen Namen Reb-Mann in einem Gedicht, das zuerst Mörikofers Können preist und dann klagt, daß es ihm leider noch nie gelungen sei, daß durch seine Grubarbeit sein Rebstock golden blühe, durch goldene Kronen wachse und goldene Früchte bringe.

Zum Schluß sei der Eintrag des Berner Notars Samuel Lautenburger vom 3. Oktober 1739 zitiert. Er umgab sein selbst verfaßtes Gedicht mit lateinischen Denksprüchen: «*Usus facit Artificium*» (Übung macht den Meister), «*Amicus certus in re incerta cognoscitur*» (Einen guten Freund erkennt man in schlechten Zeiten) und «*Stat mihi firma fides veluti Marpesia cautes, fortior est duro marmore verus Amor*» (Meine Treue steht fest wie harter Fels, wahre Liebe ist stärker als harter Marmor). Seine Verse lauten: «Wie kunstlich deine Hand in stahl und Silber sticht, Weiß jeder welcher da von deinen Wappen sieht; Gewüß es kan dein ruhm zu keiner Zeit vergehen, dan solcher wird nach dir auf jedem Pitschaft stehen, das in so manchem Jahr in unsrer werten Statt die arbeitsvolle Hand kunstreich gestochen hat. Draus zieh ich diese Lehr: soll was beständig bleiben, Mueß man es in metall mit einem Griffel schreiben. Jedoch es mueß nicht stäts Gold und Silber seyn, Man schreibet etwan auch in andre Sachen ein. Weil also du von mir auch wilt ein denckmal haben, Ich aber in Metall dir solches nicht kan graben, So will die Wort, die hier am end zu lesen sind, Mir schreiben in das Hertz, Ich bleib dein wahrer Fründ.»

Wie recht Samuel Lautenburger damit hatte, daß Mörikofer's Ruhm nicht vergehe, beweist nicht zuletzt unser Museum, das seit langem die Medaillen sammelt, zu denen Mörikofer die Entwürfe gezeichnet und die Stempel geschnitten hat. Durch das Stammbuch mit den vielen persönlichen Äußerungen seiner Freunde wird die Erinnerung an ihn noch lebendiger.